
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 222 Bydgoszcz / Bromberg, 28. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Drei Tage später kam Gesche zu Joachim ins Kontor. Außergewöhnliches mußte geschehen sein; er sah es an der Blässe ihres Gesichts.

„Fein, Gesche, daß du mich besuchst!"

Sie überhörte seinen leichten Ton und nestelte an der Handtasche.

„Es ist ein Brief gekommen von der Heilanstalt Sachsenberg."

„Und?"

„Ich weiß nicht, was er bedeutet. Vielleicht ist er wichtig. Ich hatte keine Ruhe mehr."

Der Brief war von Doktor Hölting.

„Durch Ihre Gattin werden Sie erfahren haben von dem Umschwung im Befinden unserer Kranken, der Frau Hanna Hinzpeter."

Joachim hatte ein Würgen im Halse. Hölting schrieb von „einer Frau Hanna Hinzpeter", als trage diese nur zufällig seinen Namen, als sei sie eine Fremde.

„Es sah zunächst so aus, als solle die körperliche Erkrankung der Anlaß sein, daß die seelischen Kräfte wieder in normale Tätigkeit traten. Seit gestern fürchte ich, daß wir uns zu früh gefreut haben. In jeder Stunde kann ein Rückschlag eintreten. Die Kranke, die wir ihres Zustandes wegen in dem Glauben lassen mußten, daß sie vor dem Gesetz noch Ihre Frau sei, erwartet Sie mit einer krampfhaften Gier. Gerade komme ich von ihr. Die Mutter ist nicht mehr imstande, sie zu beruhigen. Sie hört auf nichts, beschäftigt sich nur mit Ihnen. Mir scheint, als werde der Blick schon wieder etwas stier, das sicherste Zeichen, daß alles auf des Messers Schneide steht. Wir müssen alles daran setzen, sie durch diese Krisentage hindurchzubringen. Ich sehe nur ein Mittel: Kommen Sie! Kommen Sie sofort, wenn es Ihnen irgend möglich ist. Es geht um ein Menschenleben. Noch um ein zweites Opfer bitte ich Sie! Halten Sie die Täuschung aufrecht, daß Sie noch der Gatte der Kranken seien. Alles kommt darauf an, deren Gemütslage zu entspannen. Ich verspreche mir von Ihrem Kommen eine günstige Wirkung, nein, mehr: die Rettung! Nur darf es nicht verschoben werden. Wir müssen mit Minuten rechnen."

Gesche stützte sich schwer auf die Kante des Schreibtisches. Sie hatte mitgelesen.

„Du hast keine Zeit zu verlieren, Joachim. Noch in dieser Viertelstunde mußt du fahren."

„Ich glaube auch, Gesche, daß ein Überlegen, ob ich dem Ruf folgen soll oder nicht, ein Verbrechen wäre. Vielleicht ist ein Mensch zu retten."

„Und dieser Mensch war einmal deine Frau!"

„Er war es, Gesche! Das sollst du nicht vergessen."

„Ich kann mir jetzt denken, wie Hanna zumute war, als du ins Feld zogst. Man kann sich das Morgen, die Zukunft, nicht denken." Jäh griff sie mit beiden Händen nach seinen Schultern. „Joachim, du kommst doch wieder?"

„Wie kannst du nur fragen! Ich bin nichts als ein Arzt, der zu einem Kranken fährt. Heute abend bin ich zurück! Ich fahre nicht mit der Bahn, sondern nehme mein Auto. Dann bin ich unabhängig."

„Joachim, du und ich, wir sind noch nie so abhängig gewesen wie heute."

„Abhängig? Wovon?"

„Von Dingen, die keinen Namen haben."

„Ich mag ja kaum von dir fortgehen, Gesche. Vielleicht bin ich hier ebenso nötig wie in Schwerin. Eine Unruhe hast du —"

„Sorge dich nicht um mich, Joachim. Fahre jetzt und bring Hanna wieder ins Geleise. An anderes hast du nicht zu denken. Ich will dir heraushelfen aus einem Zwiespalt, der dich auf dem Sachsenberg quälen wird: Tu, als wäre unsere Ehe nicht vorhanden! Frei sollst du dich fühlen. Und wenn du zurückkommst und mir erklärst, daß —"

„Gesche, ich kann mir denken, was du sagen willst. Aber du sollst es nicht aussprechen. Mit Spinngeweben schlägst du dich herum. Ich komme genau so wieder, wie ich jetzt von dir gehe. Und — mein Wort darauf — keine Minute will ich vergessen, wer meine Frau ist!"

*

Als Hinzpeter schon zur Stadt hinaus war, merkte er erst, daß seine Muskeln noch alle angespannt waren; wie Schraubstöcke lagen die Fäuste um das Steuerrad. Es war ihm noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er überhaupt fuhr. Er war in Gedanken noch immer bei Gesche. Durfte er sie verlassen? Mutete er ihr nach ihrer Veranlagung nicht zu viel zu? War Gefahr vorhanden, daß sie zusammenbrach? Aber es blieb ihm keine Wahl. Hanna war auch seine Frau gewesen, und er allein — Hölting hatte es deutlich geschrieben — konnte entscheiden, ob ihr Leben noch Menschensinn und Menschenähnlichkeit haben sollte. Also vorwärts! Es war keine Zeit zu verlieren.

Mit Vollgas jagte er über die asphaltierte Chaussee.

Er kam erst wieder zur Besinnung hinter Grevesmühlen, als — der Tod ihn streifte.

Ganz plötzlich war ein Auto in seinem Blickfeld; es kam aus einem rechtwinkelig auf die Chaussee stoßenden Waldweg. In der nächsten Sekunde mußte es zum todbringenden Zusammenprall kommen. Hinzpeter bremste so stark, daß sein Wagen sich fast überschlug; auf dem Sommerweg bekam er ihn quer zur Fahrtrichtung zum Stehen. Und nun sah er, daß er das Opfer einer Täuschung geworden war. Das Auto im Waldweg fuhr gar nicht, sondern stand verlassen einige Schritte von der Chaussee entfernt. Wahrscheinlich hatten die Insassen es sich in der Frühlingssonne irgendwo im Wald bequem gemacht. — Mit schwingenden Nerven konnte Hinzpeter die Fahrt fortsetzen.

Wenn sich nun das Auto wirklich überschlagen, wenn das Steuerrad ihn zu Tode gequetscht hätte? Was wäre dann gewesen? Dann hätte sich nichts geändert. Auch sein Tod hätte Hanna nicht gesunden lassen. Aber wie Gesche die Nachricht aufgenommen hätte, daran mochte er nicht denken. Nein, nicht mehr an den Tod denken! Der Lebende mußte das Schicksal meistern. Nur das Wie war die Frage.

Schon einmal war er zu Hanna gefahren, ohne zu wissen, wie das Zusammensein werden sollte. Als er von der Front kam! Damals hatte Hanna das Steuer in der Hand gehabt, und er hatte sich führen lassen. Heute sollte er führen. Es war nur kein Ziel zu sehen.

Er fuhr durch eine Lärchenallee, die im Frühlingsgrün prangte, und über die Hügel guckte der schlanke Domturm von Schwerin. Einen Blick warf er nach links. Nein, noch war nichts von den Anstaltsgebäuden zu sehen.

In der Stadt mußte er halten. Am Bahnhof waren die Schranken heruntergelassen. Eine Minute Zeitgewinn.

*

Doktor Hölting ließ Joachim gleich zu sich ins Sprechzimmer führen.

„Ich danke Ihnen, Herr Hinzpeter, daß Sie meiner Bitte sofort gefolgt sind. Im Befinden der Kranken hat sich seit gestern nur wenig geändert. Sie ist — wie soll ich sagen? — gewissermaßen in einem Schwebezustand, der natürlich nur eine beschränkte Zeit dauern kann. Das Pendel muß notwendig bald nach einer Seite ausschlagen. Die Teilnahmslosigkeit ist in den letzten vierundzwanzig Stunden noch etwas größer geworden, sie hat allmählich wieder einen Charakter angenommen, wie wir ihn in diesen Jahren zur Genüge kennenlernten. Manchmal will es mir vorkommen, als höre die Kranke es nicht, wenn die Mutter mit ihr spricht. Nur wenn Ihr Name fällt, spannen sich die Züge. Dann hat man den Eindruck, als wäre sie unmittelbar vor einem Erwachen."

„Und Sie sind der Überzeugung, daß ich helfen kann?"

„Das ist zuviel gesagt. Die Möglichkeit halte ich aber durchaus für vorliegend."

„Und wenn nun wirklich eine Besserung einträte — würde sie von Dauer sein?"

„Das hoffe ich zuversichtlich. Nur über den Berg müssen wir kommen! Ist das Denken erst wieder in gewohnten Bahnen, habe ich keine Besorgnis, daß es wieder zurückgleiten könnte. Aber es muß jetzt, da die Entscheidung fällt, jede unnütze Erregung ferngehalten werden. Sie geben mir das Versprechen, Herr Hinzpeter, daß Sie zu der Kranken kein Wort über die Scheidung sagen?"

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Doktor, auch wenn mir das Wort in Gedanken an meine Frau in Lübeck nicht ganz leicht wird. Aber es kommt jetzt vor allem auf unsere Kranke an."

„Das meine ich auch."

Bevor Hinzpeter zu Hanna ging, begrüßte er die Mutter, die sich immer in der Nähe des Krankenzimmers aufhielt.

„Mein lieber Junge!"

Weiß war sie geworden, und Runen der Sorge standen in ihrem Gesicht. In tiefer Erschütterung drückte sie ihm die Hand. „Rette Hanna! Du allein kannst es. Sie liegt im losen Halbschlaf und hat sofort die Augen offen, wenn die Tür sich rührt. Und immer ist sie enttäuscht. Nur nach dir verlangt sie."

„Willst du ihr Bescheid sagen, daß ich nun —?"

Hölting unterbrach ihn. „Ich schlage vor, Frau Wieking, daß wir der Sache freien Lauf lassen. Gerade von einer Überrumpelung verspreche ich mir Erfolg. Kommen Sie, Frau Wieking. Mutter und Arzt sind jetzt überflüssig."

*

Zaghaft und leise öffnete Joachim die Tür. Führte sie in ein Land, das noch keines Menschen Fuß betreten hatte?"

Da klang es laut an sein Ohr: „Bub! Dummer Bub!" Überquellende Freude war in der Stimme. Schnell trat er an Hannas Bett, damit sie sich nicht aufrichtete. Sie aber riß ihn an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Ungebändigte, durch keinen Willen zurückgehaltene Kraft war in ihren Armen. Dann ließ sie sich zurückfallen, in den Zügen den Ausdruck überirdischer Verzückung.

„Ruhig liegengeblieben, Hanna. Ich bin nun bei dir."

„Du bist bei mir!" Sie wiederholte seine Worte, als habe er ihr von einem Wunder erzählt. „Deine Hände sollst du mir lassen, damit ich wirklich weiß, daß nun das Warten vorüber ist."

„Du bist auf dem Wege der Besserung, Hanna. Nur ein wenig Geduld mußt du noch haben, dann bist du ganz gesund."

Joachim mußte sich sehr zusammenreißen, um die äußere Ruhe zu wahren. Er mochte mißtrauisch jede Miene und jede Bewegung der Kranken prüfen; da war nichts, was an die Hanna der letzten Jahre erinnerte.

„Guck nicht so, Bub, ich bin schon gesund. Ich weiß, wie es mit mir gewesen ist. Mutter hat mir gestern alles erzählt. Mein Kopf hat gestreikt, als die schlimme Nachricht aus dem Felde kam. Wie durch einen leeren Raum bin ich gegangen, aus dem keine Tür nach draußen führte. Es ist, als hätte ich die Jahre einfach verschlafen, und wäre nun aufgewacht. Hab nicht gemerkt, daß der Krieg lange vorbei ist. In Gefangenschaft bist du gewesen, wohnst in Lübeck. — Von allem habe ich nichts gewußt. Mir ist auch nicht in Erinnerung, daß du mich hier besucht hast. Es läßt sich nicht begreifen. Aber nun weiß ich, daß du bei mir bist." Glücklich barg sie ihren Kopf in seinen Händen.

„Das Sprechen regt dich auf, Hanna. Schonen mußt du dich!"

„Ach, Bub, nun geht es vorwärts. Morgen stehe ich auf! Du sollst sehen, der Arzt erlaubt es. Bald komme ich zu dir nach Lübeck!"

Was sollte Joachim antworten? Jedes Wort mußte sich spreizen zur Lüge. Er war unehrlich, ein Kerl, der sich vor sich selber schämte. Wie die Scham in ihm brannte vor Hannas offenem, vertrauendem Blick, in dem nichts Krankhaftes mehr war. Er hatte eine grausame Rolle zu spielen.

„Hanna, die Zeit ist spurlos an dir vorübergegangen. Du siehst noch aus wie einst auf der Bank am Wall. Erinnerst du dich noch an jenen Tag?"

„Alle Einzelheiten weiß ich. Ein Mann, der einen weißen Spitzbart trug, wollte an uns Liebesleuten vorüber und getraute sich nicht. Merkwürdig ist, daß ich das Gefühl habe, als sei das alles erst ganz kürzlich geschehen, als hätte ich nur inzwischen lange geschlafen."

„So etwa ist das auch gewesen. Deine Gedanken waren abseitig —"

„Joachim, sage mir eins: Rede ich noch abwegig? Schreckliche Angst habe ich, daß —"

„Nein, Hanna, du sollst dich nicht ängstigen. Dazu liegt kein Grund vor. Du bist über den Berg."

„Und morgen?"

„Auch morgen wird alles gut sein. Aber nun sollst du die Augen schließen und zu schlafen versuchen. Sonst schilt Doktor Hölting."

„Bub, du gehst doch nicht heute schon wieder weg?"

Sollte Joachim sagen, daß er Gesche versprochen hatte, heute abend zurückzukommen? Sollte er sich verkriechen hinter Arbeit und Unabkömmlichkeit im Geschäft? Vor ihm lag Hanna und hielt ihm bettelnd die Hände entgegen.

„Keine Minute könnte ich schlafen heute nacht, wenn du mich schon wieder verlassen wolltest. Ich würde mich nur quälen mit dem Gedanken, daß alles nicht wahr wäre. Du bleibst, Bub? Du bist morgen früh wieder bei mir? Nicht nein sagen, bitte, nicht nein sagen —"

Eine Absage war unmöglich. Hannas Blick flackerte. Auch ein Nichtarzt sah, daß es noch immer hart auf hart in ihr ging.

„Ich bleibe ganz in deiner Nähe und verspreche dir, daß ich morgen früh wieder an deinem Bett sitzen werde."

„Das sollst du nicht nötig haben. Ganz fest und tief will ich schlafen. Und morgen früh bitte ich Doktor Hölting, daß er mich eine Stunde aufstehen läßt. Am Fenster wollen wir sitzen und in den Park schauen. Mutter sagt, daß der Frühling schon wieder da sei. — Denk nur, ich habe bisher nichts vom Frühling gewußt und nichts vom Winter. Bub, wollen wir uns morgen den schönsten, sonnigen Frühling holen?"

„Wir wollen, Hanna!" Im Unterbewußtsein dachte er an Gesche, ein Telegrammformular tauchte in seinen Vorstellungen auf. Ja, sie mußte Nachricht haben, daß sie sich nicht ängstigte. Seine Gedanken kamen und gingen. Einer jagte den andern. Was nur, was sollte er Gesche mit-

teilen? Mit großer Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen, sein Inneres zur Ruhe zu zwingen.

Er stand auf und reichte Hanna die Hand. „Und nun schlaf dich gesund!"

Da hatte sie ihren alten, neckischen Ton wieder. „Ein ganz Schlimmer bist du geworden! Hast alles verlernt! Verabschiedet sich ein Mann so von seiner Frau, die er nach langer Trennung endlich wiedergefunden hat?"

Sie bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Dann lehnte sie sich glücklich lächelnd zurück.

„Immer will ich denken an die Zeit, die nun kommen wird! Bub, über alle Maßen glücklich ist deine Frau. Lauf noch eine Stunde umher. Ich weiß, du freust dich auch. — Küsse mich noch einmal. Du darfst es wirklich!"

(Fortsetzung folgt.)

Lichtschein in der Nacht.

Skizze von Ingeborg Tetzlaff-Mößner.

Als wir schließlich alle Arm in Arm heimgingen, war es schon gegen Mitternacht und in den Wiesen so dunkel, daß wir Mühe hatten, den Weg nicht zu verfehlen. Der Mann an meiner Seite erzählte in seinem harten Baltendeutsch von Rußland. Manchmal, wenn der Lichtschein des Leuchtfeuers über die dunkle Insel irrte, sah ich plötzlich sein schmales Gesicht vor mir, ein zeitloses, unbestimmbares Gesicht, das ebenso gut einem Gelehrten wie einem Offizier gehören konnte.

Immer sprach er von Rußland, wenn er erzählte. Es erstanden die Bilder seiner Kindheit in den baltischen Provinzen, das alte Petersburg, der Krieg im Zarenheer und in der Weißen Armee. Es war, als hätte das Leben dieses Mannes aufgehört, Wirklichkeit zu sein, seit er seine Heimat dort oben verlassen mußte, als wären die siebzehn mühsamen Jahre voll Entbehrungen und kleinlichen Plackereien, die inzwischen vergangen waren, samt ihren spärlichen Freuden nichts als ein schattenhafter Traum nach einem reichen, bunten Tage gewesen. Alles Spätere, die verschiedenen Berufe, in die er geraten war, seine Ehe, all dies war Notlösung, war zufällig und belanglos. Man spürte es an der Art, wie er sie überging. Eigentlich war sein Leben damals schon in sich beschlossen und schien nicht mehr der Verlängerung zu bedürfen. —

Unser kleiner weißer Hund war plötzlich verschwunden. Und während wir stehen blieben, pfiffen, seinen Namen über die Wiesen riefen und angestrengt in die Dunkelheit starrten, wo zwischen seltsam geformten Büschen etwas gespenstisch Helles erkenntlich war, wurde uns die finstere Unheimlichkeit dieser Nacht plötzlich ganz gegenwärtig. Als das kleine weiße Hündchen endlich, von einer heimlichen Karnickeljagd ermattet, anlangte und wir weitergingen, schlug jemand vor, Geistergeschichten zu erzählen. Es wurde eine Weile hin und her geredet, dann begann der Balte von einem seltsamen Erlebnis zu sprechen.

„Das war damals bei der Weißen Armee", sagte er in seinem harten Deutsch, „wir hatten schwere Tage gehabt, und unsere Leute waren alle überanstrengt und müde. Ich ging mit ein paar Freiwilligen Patrouille und stolperte in einer dunklen Nacht allein über Feld. Es war so finster, wie ich es weder früher noch später je erlebt habe. Die Batterie meiner Taschenlampe ging gleich anfangs zu Ende, und ich tappte mich schließlich fast wie ein Blinder vorwärts, auf die Lichter eines fernen Dorfes zu. Was ich gedacht habe, weiß ich nicht mehr, nichts Wesentliches jedenfalls, dazu war ich zu müde. Nach einer Stunde etwa sah ich fern ein Licht auf mich zukommen, und als es sich näherte, erkannte ich eine Stallaterne, wie sie die Bauern dort auf nächtlichen Wegen verwenden. Ich war froh, einen Menschen in dieser Dunkelheit zu finden, den ich nach dem Weg fragen konnte, und da mir der Mann gerade begegnen mußte, so tappte ich in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter. Leise schwankend kam die Lampe auf mich zu, kam näher und näher, ich ahnte schon diese Umrisse der bedächtig schreitenden Gestalt in Pelz und Bauernmütze, dann war sie so nah, daß der Lichtschein grell auf mich fiel — — und jäh sah ich zu meinen Füßen einen unermeßlichen schwarzen Abgrund, sah ein paar armselige Grasbüschel über der senkrecht abfallenden Kante hängen, sah die Spitze meines rechten Soldatenstiefels schon über ein tiefes Nichts hinausragen. In diesem Augenblick erlosch die Laterne, die Gestalt des Bauern neben mir ertrank im Dunkel, die Hand, die rückwärts nach ihm greifen wollte, tastete ins Leere — ich war allein.

Als ich das begriffen hatte, als ich erkannte, daß ich wirklich weitab von allen Menschen allein in dieser finsteren Herbstnacht am Rande eines Abgrunds auf den Stoppelfeldern stand, kehrte ich ganz still um und ging heim. Wieviel Zeit ich brauchte, bis ich zurückfand, weiß ich nicht. Jedenfalls war ich vollkommen ruhig. In meinem Quartier brannte noch Licht. Mein Bursche war aufgestanden und hatte mir Tee gemacht. Auf dem Tisch lag meine Uhr und zeigte auf Zwei. Ich schickte den Jungen zu Bett und trank im Stehen ein paar Schlucke, die eiskalten Hände um den warmen Becher geklammert. Dann legte ich mich schlafen."

Der Balte schwieg einen Augenblick und war wohl so in Gedanken, daß er nicht spürte, wie wir ihn alle ansahen. Dann fuhr er fort: „Ich habe damals mit niemandem davon gesprochen. Aber seitdem bin ich immer ganz ruhig gewesen. Ich habe keine Gefahren gesucht, aber wo sie mir Pflicht zu sein schienen, bin ich sicher und furchtlos hineingegangen. Und es ist mir nie etwas geschehen."

Er zögerte, dann setzte er noch leise hinzu: „Seitdem glaube ich auch, daß mein Leben noch einen Sinn haben muß, für den es damals geschont worden ist. Und ich warte darauf." —

Wir schwiegen alle. Was sollte man auf diese seltsame Erzählung auch antworten? Der Schein des Leuchtfeuers huschte wieder einen Augenblick gespensterhaft über uns hin, und in der tiefen Stille hörte man von fern das Brausen des Meeres.

Tatau spricht mit einem Orang-Utan

Nächtliches Erlebnis im Urwald Borneos.

Von J. van den Woerden.

Seitdem ich die Stromschnellen des Bintulu hinauf ruderte, drei endlose Wochen, bis tief in das Innere Borneos, weicht Tiru, die Tochter des Häuptlings der Kayan, mir nicht von der Seite. Das Mädchen dient mir als Wegweiser in der Dschungel, außerdem hat es den Auftrag, den Gast des Stammes zu überwachen. „Der Fremde bricht alle Tabus, wir dürfen ihn nicht töten, weil die Geister der Verstorbenen seine Seele von der Schwelle ihres Hauses weisen würden." Tatau, der Älteste, meint es gut mit dem Eindringling, für diese Nacht hat er mich eingeladen, ihm nach der Behausung „Malas", des Orang-Utans, zu folgen.

Vorläufig hocken wir zu dritt unter einer Betelnußpalme. Aus dem Nipahbusch, am gegenüberliegenden Rand der Lichtung, tritt ein Rudel Zwerghirsche, kaum daß sich die im Silber des Mondlichts gebadeten Gräser unter ihren zierlichen Hufen bewegen. Fledermäuse scheinen unmittelbar von den Sternen zu tropfen, golden und blau schimmert ihre Flughaut im Fallen und Steigen über der Wiese. Schlaftrunken schimpfen ein paar Papageien über die Zudringlichkeit einer Meerkatze. Manchmal schreit ein Nashornvogel, wie ein im Traum erschrecktes Kind. Aus der Ferne gespenstert das Lachen eines Koboldmaki, dann wird es still . . .

Auf einmal erhebt sich Tatau, vor seinem Mondschatten fliehen die Hirsche. Unhörbar, wie die Rimau dahan, die große Wildkatze Borneos, bewegt sich der Kayan in der Richtung eines Rasamalabaumes, der die lianen-verfilzten Kronen des Urwaldes überragt. Ein paarmal klatscht der Alte in die Hände, dann verhält er unbeweglich. Etwa fünf-

zehn Schritte sind es noch bis zum Hordenstammbaum des Orang, doch nichts regt sich in den Ästen des Giganten. Nach einer Weile vernehmen wir ein Rascheln, gleich darauf schiebt sich ein behaartes Ungeheuer aus dem Gewirr der Zweige und Blätter. Langsam und bedächtig klaftert Tataus Freund aus dem Nest in das weiche Gras. Aufrecht lehnt Mala am Fuß des Baumes, schlaff hängt der riesige Kehlsack dem Affen vor der Brust. Ein paarmal blickt der Orang über sich, dann sinkt er auf die Greifhände nieder. Die unruhigen Augen auf den Häuptling gerichtet, wankt der Koloß auf allen vieren heran.

Auch der Alte hat sich mittlerweile in das Gras fallen lassen. Als ich meinen Feldstecher hebe, um die unheimliche Begebenheit in allen Einzelheiten auszukosten, fällt mir Tiru in den Arm. Ängstlich glaubt die mißtrauische Kayan-Schöne an einen „bösen" Zauber, nur mit Mühe vermag ich das Mädchen von der Harmlosigkeit eines Vergrößerungsglases zu überzeugen. Inzwischen sind die Partner so nahe aneinander geraten, daß sie die Hände nur auszustrecken brauchen, um sich gegenseitig zu berühren. Mehrere Male umkreist der Orang den Häuptling, der angespannt allen Bewegungen des Affen mit den Blicken folgt. Plötzlich erheben sich beide, und unter lebhaften Gestikulationen beginnt Tatau zu reden. Eintönig fließen dem Kayan die Worte von den Lippen, manchmal klingt es wie das ferne Knurren eines Nebelparders, dann wieder weich und flehend wie die Klage eines Jünglings, dem die Sitte des Stammes bis zur Reife das Speer bewehrte Streifen in der Dschungel verbietet. Ab und zu hüpft der Alte von einem Bein auf das andere und klatscht dazu in die Hände. Der Orang rührt sich nicht, längst ist sein schwerer Körper wieder in sich zusammengesunken. Gleichmütig schaut Mala von unten nach oben auf die Lippen des Häuptlings, der immer ungebärdiger mit den Händen seine Worte unterstreicht.

„Wovon sprechen die beiden?"

„Vom Monsun, Tama, zwei Monde schon wartet der Stamm auf sein Kommen."

„Weiß Mala, wann der große Regen einsetzt?"

„Tataus Freund steht mit den guten Geistern in Verbindung, er weiß, wann die Köpfe der feindlichen Punans reif sind, damit unsere Krieger sie holen, um neue Kraft aus ihrem brechenden Blick zu saugen, bevor die Flut den harten Boden aufweicht!"

Gebannt starrt jetzt das Mädchen auf die Lichtung, denn dort hat sich der Orang abermals wie ein Mensch vom Boden erhoben. Und während Tatau allmählich verstummt, schwillt der Kehlsack seines Partners, ein Gurgeln pfeift aus der zottigen Brust des Affen, zuerst tief und dunkel, dann immer schriller und mächtiger, daß mir das Mark in den Knochen erbebt.

In allem Strauchwerk und auch auf den Bäumen ist es mit einemmal lebendig geworden, die Meerkatzen kreischen und die Papageien. Noch immer brüllt Mala, trommelt sich in höchster Ekstase mit den Fäusten vor die Brust. Stumm und unbeweglich verharrt Tatau, schlaff hängen seine Arme am Körper herab. Neugierig sind die Frauen, Kinder und Verwandten des Orang aus dem Hordennest des Rasamalabaumes geklaftert, voller Unruhe umkreisen sie den Leitaffen, der allmählich stiller wird und seine schweren Greifhände auf die Schultern des Kayan legt. In diesem Augenblick verneigt sich Tatau, feierlich wie vor einem Fetisch, einigemal berühren sich die Köpfe von Mensch und Tier, dann zieht sich der Alte zurück. Völlig erschöpft sinkt der Häuptling in das weiche Moos unter der Betelnußpalme. Lange bleibt sein Blick über uns hinweg in die Ferne gerichtet. Als die Horde von der Lichtung verschwunden ist, erheben wir uns schweigend, um den Heimweg anzutreten.

(Berechtigte Übertragung von Otto Steinicke-Berlin.)

 **Bunte Chronik** 

Glockengeläut ohne Glocken.

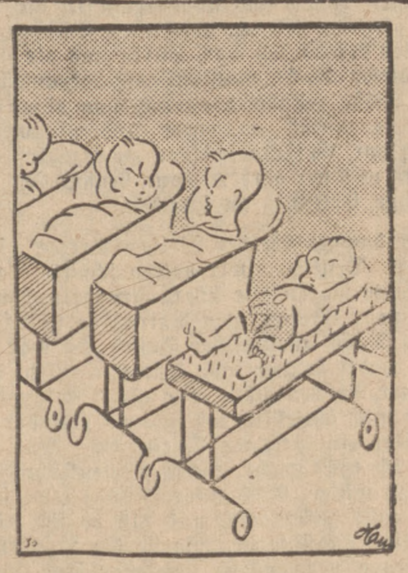
Eine umwälzende Erfindung ist dem Münchener Glockengießer Oberascher gelungen, indem er nach mühevollen Vorarbeiten ein Glockengerät konstruierte, das einen Klang hervorbringt, der bisher Glocken von mehreren hundert Zentnern Gewicht erforderte. Bei der Erfindung handelt es sich um ein Bündel Klangstäbe, die durch kleine Klöppel abwechselnd angeschlagen werden, wobei die Schwingungen elektrisch verstärkt werden. Für ein Geläut gleicher Wirkung brauchte man bisher rund 500 Zentner Zinn und Kupfer als Glockenmaterial, Läutemaschinen, Starkstrom und einen Glockenstuhl, der mehrere Tonnen Eisenträger erforderte. Das neu erfundene Geläut wiegt kaum 2 Kilogramm, wird von einer einfachen Batterie betrieben und läßt sich in einem kleinen Raum unterbringen. Bei dem Erfinder sind bereits — o Graus! — Bestellungen von mehreren Kirchen eingegangen, die das neue Geläut verwenden wollen.

*

Das Land der Kühe.

Das ferne Neuseeland darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß es mehr Kühe als menschliche Einwohner beherbergt. Auf 1000 Menschen entfallen dort nicht weniger als 1233 Stück dieser nahrhaften Tiere. Dem entsprechen in den Gesamtzahlen an die zwei Millionen Milchkühe bei nur anderthalb Millionen Einwohnern. Da muß selbst ein Land wie Dänemark im Hintergrund verschwinden. Dort entfallen nämlich nur 444 Milchkühe auf 1000 Menschen. Es ist daher kein Wunder, wenn die Briten jetzt ebensoviel Butter aus dem fernen Inselreich wie aus dem nahen Dänemark beziehen. Und bereits im Jahre 1934 hat Neuseeland, wie eine neuerliche Statistik ergab, sich in der Ausfuhr von Käse den ersten Platz erobert. Auch die übrige Viehzucht konnte sich in Neuseeland außerordentlich stark entwickeln. Das verdient als Merkwürdigkeit festgestellt zu werden. Denn ursprünglich sind so gut wie gar keine Säugetiere hier vorhanden gewesen, nämlich nur die Fledermaus und eine Abart der gewiß nicht nützlichen Ratte!

 **Lustige Ecke** 



„Sein Vater ist indischer Fakir!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.